Der Gelegenheitsdichter.

Von E. Krickeberg.

„Literarisches Büreau empfiehlt sich zur Anfertigung jeder Art Gelegenheitspoesie", stand seit einigen Tagen in der Zeitung und „Literarisches Büreau", in großen schwarzen Lettern, auf dem Pappschild an Albrecht Nothankers Wohnungsthür, aber weder dort noch hier sein Name. Er schämte sich wohl vor der hehren Dichtkunst, die er zum Handwerk erniedrigen mußte.

Er war Student der Jurisprudenz und — ohne Mittel. Die Bedrängniß seiner Lage hatte in ihm den Gedanken erweckt, sein Improvisationstalent, mit dem er seinen Freunden schon so manche Stunde erheitert hatte, in Baar umzusetzen. Anfangs hatte etwas in seinem Inneren gegen diesen Plan rebellirt. Eine leise Stimme wollte ihm einreden, daß es doch würdiger sei, sein Talent an wahrhaft poetischen Aufgaben zu erproben. Aber die Noth mit ihrem hämischen Grinsen machte allem Schwanken ein Ende. Ehe irgend ein pekuniärer Erfolg ein „würdiges" Werk lohnen würde, war der arme Student wohl längst verhungert! Noth kennt kein Gebot!

Der Erste, der ihn in Nahrung setzte, war ein Schlächtermeister. Keuchend und raisonnirend kam er die 5 Treppen heraufgeklettert und bestellte ein Jubiläums-Poem zur Verherrlichung des tausendsten Schweineschlachtens, das er demnächst mit besonderer Feierlichkeit begehen wollte. Zu lang dürfe das Gedicht aber nicht sein, da es eingerahmt und im Schaufenster ausgestellt werden sollte; doch wenn es recht anschaulich ausfiele, so käme es dem Besteller auf eine Mark mehr nicht an. Und Albrecht besang in zwanzig Zeilen das Schlachten und Wurstmachen. Darauf stellte sich eine herrschaftliche Köchin bei ihm ein, die einen Polterabendscherz wünschte, in dem eine gehäkelte Decke und ein Mülleimer in innniger Gemeinschaft auftreten sollten. Auch diesen Auftrag führte er zur Zufriedenheit aus. Dann kam eine Chanteuse, die ein „pikantes, amüsantes" Kuplet in Bestellung gab, — das fiel ihm bereits schwerer; ein Geschäftsmann, der gereimte Reklame-Strophen für wollenes Unterzeug — im Dutzend die Verse zu Engros-Preisen — begehrte, — das widerte ihn geradezu an; schließlich eine Zimmer-Vermietherin, die ein hämisches Spottgedicht auf eine Konkurrentin gemacht haben wollte, — diesen Auftrag wies er mit Entrüstung zurück.

Zuerst hatte der Reiz des Neuen sein Interesse gefesselt und einen gewissen übermüthigen Schwung in ihm erzeugt; jetzt übermannte ihn das Mißbehagen an dieser öden Beschäftigung; er würde seinen Kunden nichts mehr zu Dank machen können. Aber wenn er auch mit gewaltsamer Selbstverleugnung weiterdichten wollte, seinen Unterhalt erwarb er damit doch nicht: es verirrte sich jetzt zu selten ein Versebedürftiger die fünf Treppen hoch nach seinem „Dichterheim".

Wieder stand er also vor der Frage: Was beginnen? Er stützte den Kopf in beide Hände und starrte trostlos grübelnd vor sich hin.

Wie gern würde er die Glieder zu den gröbsten Arbeiten hergeben, wenn ihm das die Möglichkeit gewährte, sein Studium fortsetzen zu können! So aber würde ihm nichts anderes übrig bleiben, als sein Studium aufzugeben.

Er seufzte tief auf — da, ein leises Klopfen an seiner Thür. Mit rauher, trockener Kehle rief er: „Herein!"

Die Thür that sich auf, kaum genügend, um ein Dämchen hereinzulassen, das der blonde Hängezopf, die halblangen Kleider und das kecke Matrosenhütchen sofort als Backfisch kennzeichneten.

„Guten Tag!" sagte die Kleine schüchtern, ohne zu wagen, die Augen zu erheben; sie wußte offenbar nicht, wie sie sich in dieser ungewohnten Situation benehmen sollte.

Albrecht aber war emporgefahren. „Fräulein Käthchen!" rief er.

Sie blickte erschreckt auf, ein glühendes Roth überzog ihre Wangen.

„Herr Nothanker!" stammelte sie verwirrt.

„Einen Augenblick, Fräulein Käthchen!" sagte er dann, sich zusammennehmend; „ich will nur schnell etwas Toilette machen!" Und geschickt balancirte er neben ihr zur Thür hinaus, um draußen den Rock vom Riegel zu reißen und durch ihn den Schlafrock zu ersetzen.

Fatal! Käthchen war die Tochter des Justizraths Lohmann, dessen Sohn er Privatstunden ertheilte. Was in aller Welt konnte sie von ihm wollen? — Wenn nur nicht das „Literarische Büreau" an seiner Thür sie zu einer Frage veranlaßte! Die Familie des Justizraths brauchte nicht zu wissen, daß der Lehrer ihres Sohnes Groschendichter war!

Albrecht war noch nicht mit dem Umkleiden fertig, als sich die Thür behutsam öffnete, und Käthchen hindurchhuschte, um der Treppe zuzueilen. Sie wollte ihm also entwischen; doch er vertrat ihr geschwind den Weg.

„Nein, Fräulein Käthchen, so entkommen Sie mir nicht! Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt, welches Anliegen Sie zu mir geführt hat."

„Ach bitte, Herr Nothanker, lassen Sie mich gehen!" flehte die Kleine ganz verängstigt. „Ich — — ich — — habe mich geirrt, ich wollte gar nicht zu Ihnen, sondern zum Gelegenheitsdichter!"

„Sie haben sich nicht geirrt, Fräulein Käthchen, der Gelegenheitsdichter bin ich!"

Sie sah ihn mit großen Augen forschend an: Ob er sich wohl einen Scherz mit ihr erlaubte? Als er ihr aber ernsthaft zunickte: „Ja, ja, wirklich — ich bin's!" da meinte sie ganz ängstlich:

„Dann — dann möchte ich erst recht gehen!"

„Haben sie denn weniger Vertrauen zu mir als zum ersten besten Menschen?" fragte er vorwurfsvoll. Und als sie verlegen zögernd vor ihm stand, ein Bild lieblicher Verwirrung, mit allem frischen Zauber ihrer sechzehn Jahre, da stieg ihm ein warmes Gefühl in die Brust.

Er öffnete die Thür und bat: „Treten sie ohne Bedenken ein, Fräulein Käthchen!"

„Aber das — das schickt sich doch nicht!" sagte sie naiv. Er lachte hell auf über ihre kindliche Harmlosigkeit, welche die kleine Dame so reizend kleidete.

„Sie besuchen doch nicht mich, den Studenten, sondern das „Literarische Büreau", und ein öffentliches Büreau darf jede Dame ohne Bedenken betreten!"

Das schien ihr einzuleuchten, aber immer noch zögernd schritt sie über die Schwelle in sein Zimmer; und da stand sie nun wieder, zupfte an den Handschuhen herum und trat von einem Fuß auf den anderen.

Schweigend betrachtete er sie: das blühende Gesichtchen, die treuherzigen blauen Augen, die so ernst und sinnend blicken konnten, die blonden Löckchen, die, unter dem Hutrand hervorlugten, die zarte Stirn mit einem leuchtenden Schein wie Sonnenstrahlen umrahmten, — und ein tiefinnerliches Behagen überkam ihn; es war, als ob seine kahle Junggesellen-Stube noch einmal so hell, noch einmal so behaglich sei wie vordem.

„Nun, Fräulein Käthchen", mahnte er, „womit kann ich Ihnen dienen?"

Ein gequälter Ausdruck erschien auf ihrem Gesicht; sie zögerte, überlegte, und plötzlich richtete sie den Kopf energisch in die Höhe:

„Nein — nein, ich kann's nicht sagen — sie werden mich auslachen!"

„Sie möchten sicher ein Gedicht von mir haben, nicht wahr? Und das ist eine so ernste Sache — über die lacht man nicht!" tröstete er, sein Vergnügen verheißend.

„Vielleicht denken Sie auch gering von mir — was werden Sie nur sagen, daß ein Mädchen meines Alters sich auf so etwas einläßt?"

„Weiß Ihre Frau Mama um diese Sache, und daß Sie hierher gekommen sind?"

„Nein, nein!" wehrte sie hastig ab, „es weiß Niemand darum — und ich hätte mich auch vielleicht an der dummen Geschichte nicht betheiligt, aber wir waren so ausgelassen lustig an dem Tage — und er ist so nett, so drollig! Da verabredeten wir denn in unserem Uebermuth für Sonntag das Zusammensein — ich versprach, zu kommen und auch ein hübsches Gedicht mitzubringen, aber ich bekomme nichts Ordentliches fertig."

Was bedeutete das Alles? Eine verschwiegene Zusammenkunft, ein „Er", der so nett ist, — und ein böser Verdacht wollte in ihm aufsteigen.

„Wo findet die Zusammenkunft statt?" fragte er schnell.

„Bei meiner Freundin Erna."

Halt! Erna hatte einen Bruder, der Primaner war, und Albrecht wußte aus Erfahrung, welch eine gefährliche Sorte Menschen diese Primaner solchen Backfischchen gegenüber sind. „Wird Ihr Bruder Martin Sie begleiten?"

„Ach nein, er würde mich ja sein ganzes Leben lang mit seinen Neckereien nicht mehr in Ruhe lassen!"

„Hm! Fräulein Käthchen, haben Sie sich die Sache auch recht ernstlich überlegt?"

Sie sah ihn betreten an. „Wenn man so lustig ist, überlegt man nicht lange!"

„Denken Sie nur, was Ihre Frau Mama dazu sagen würde!"

Jetzt flimmerte es in Käthchens Augen; es war nicht ersichtlich, ob von Lachen oder von Weinen, und um den hübschen Mund zuckte es verrätherisch, als sie entgegnete:

„Mama würde mich sehr auslachen!"

„Lachen?"

Sie nickte lebhaft, schluckte ein paar Mal und brach dann selber in ein lustiges Gelächter aus. Es war doch auch zu drollig. Der junge Mann da vor ihr hatte eine so ernste, wichtige Miene aufgesteckt und sprach so väterlich mahnend auf sie ein, in einer Angelegenheit, die sie selber für zu kindisch gehalten hatte, um sie ihm zu beichten, — und er war doch eben nur einige Jahre älter als sie!

Er sah sie einen Augenblick ganz verblüfft an: Sie konnte lachen, wenn er sich so ehrlich sorgte? Ihre Fröhlichkeit aber quoll ihr so unmittelbar aus dem Herzen, sie hatte so viel Ansteckendes und Hinreißendes, daß er in das Lachen einstimmte.

„Warum lachen wir eigentlich?" fragte er dazwischen.

„Weil es zu drollig ist! Ich will doch nur bei einer — Hundetaufe Gevatter stehen!"

Bei einer Hunde....." er starrte sie einen Augenblick verständnißlos an.

„Und ein Gedicht wollten Sie zu dem feierlichen Taufakt haben?"

„Ja, Erna sagte, ich verstände das besser als sie, aber ich kann es auch nicht.... das Hündchen ist ein kleiner Mops — sehr niedlich — aber wie kann man denn einen Mops poetisch besingen?"

„Das wird sich schon machen lassen!" tröstete er.

„Er hat einen kleinen dunklen Fleck über dem rechten Auge und einen weißen an der Kehle, dazu ein Ringelschwänzchen, und Mucki wollten wir ihn nennen — das soll alles in dem Gedicht vorkommen; auch daß Erna, trotzdem sie nun doch schon einen Mops hat, nicht zu fürchten braucht, daß sie alte Jungfer werden wird, — Sie verstehen wohl?" fügte sie erröthend hinzu.

„So, so, also auch ein klein bischen Bosheit hinein! Nun, ich will mir alle erdenkliche Mühe geben, Ihnen das Gedicht zur vollen Zufriedenheit zu machen."

„Wirklich? Ist's Ihnen nicht gar zu dumm?"

„Es ist seit langer Zeit das erste, an dem ich mit Lust und Liebe arbeiten werde!" versicherte er ernsthaft. „Sie glauben nicht, was alles solch unglückseliger Gelegenheits-Dichter besingen muß!"

„Das ist wohl gar nicht schön?"

Er seufzte nur.

„Aber warum thun Sie es denn?"

Er sah sie, das Kind wohlhabender Eltern, das von den bitteren Anforderungen des Lebens nichts wußte, mit wehmüthigem Lächeln an. „Aus Noth, Fräulein Käthchen!" sagte er.

Der heitere Glanz in ihren Augen erstarb. Mit nachdenklichem Ernst ruhte ihr Blick auf seinem Gesicht.

„Das ist sehr schlimm!" meinte sie leise.

„Oh, Fräulein Käthchen, es giebt viel Schlimmeres in der Welt, als sich auf eine nicht zusagende, doch ehrliche Weise sein Fortkommen zu suchen!" sagte er begütigend.

Sie stand auf. „Also Sie werden mir das Gedicht machen — recht nett — aber bitte, nur ja nichts meinem Bruder sagen, er bringt mich sonst um mit seinen Neckereien!"

„Das Gedicht bringe ich Ihnen Sonnabend mit, wenn ich zu Bruder Martin zur Stunde komme."

Sie stand nun wieder verlegen vor ihm; irgend etwas hatte sie noch auf dem Herzen... endlich faßte sie Muth und holte aus ihrer Tasche ihr Geldbeutelchen hervor.

Er erfaßte ihre Hand und hielt sie mit leisem Druck fest.

„Fräulein Käthchen!" sagte er vorwurfsvoll. —

Sie ging, gegen ihre sonstige Gewohnheit, langsam und nachdenklich die Straße hinab; ihr blaues Kinderauge hatte einen in sich gekehrten Ausdruck, und die junge Stirn war fast düster gefaltet.

Zu Hause bemerkte auch Bruder Martin sofort, daß Schwester Käthe nicht so lustig wie sonst war. Er erkundigte sich liebevoll:

„Was ist denn Dir über's Leberle gekrochen, Kathinka? Siehst ja so — so philosophisch aus wie'n Frosch!"

„Wenn Du nicht ein so schrecklich dummer Junge wärst, der für ernste Dinge kein Verständniß hat, möchte ich wohl etwas sehr Wichtiges mit Dir besprechen."

„Käthe, wenn Du nicht so ein — Mädel wärst...!" er legte alle Verachtung, deren ein Tertianerherz fähig ist, auf das „Mädel". „Aber die Sache ist die", fuhr er selbstbewußt fort, „daß es Dir auf der Seele brennt, mir etwas zu erzählen! Na, dann schieß nur los, Schwesterlein!"

Er hatte es wirklich errathen, denn sie begann sogleich:

„Weißt Du, daß Herr Nothanker Gelegenheitsdichter ist?"

„Die Neuigkeit!" lachte er. „Natürlich, bei jeder Gelegenheit fällt ihm irgend ein drolliger Vers ein!"

„Ach, Unsinn, ich meine Gelegenheitsdichter für Geld — so — Groschendichter!"

„Donner und Doria!" Herr Martin hielt sich die Seiten vor Lachen.

„Da ist ja wieder der dumme Junge!" schalt sie aufgebracht; „was giebt's denn dabei zu lachen? Kannst Du es Dir etwa sehr amüsant vorstellen, alle möglichen Gegenstände par ordre de Mufti bedichten zu müssen?"

Die Perspektive schien sogar den selbstbewußten Tertianer zu entsetzen.

„Gott soll mich bewahren!" rief er, mit beiden Händen abwehrend; „aber warum ist er denn so dumm?"

„Weil er Geld verdienen muß — er ist sehr arm, Martin!"

Der war plötzlich ganz ernst geworden. Erstaunt blickte er die Schwester an. „Woher weißt Du denn das alles?"

„Aus der Zeitung," meinte sie leichthin, aber sie sah den Bruder dabei nicht an. „Darin steht ja seine Annonce!"

„Mit seinem Namen?"

„Nein — was denkst Du! Den — den habe ich so unter der Hand — ganz gleich, wie — erfahren."

„Und Du weißt sicher, daß es ihm schlecht geht?"

„Wenigstens sehr kümmerlich!"

„Aber, Käthe, das steht doch nicht in der Zeitung!" meinte Martin mißtrauisch.

„Das kann Dir doch egal sein, woher ich das weiß!" rief sie ärgerlich. „Thatsache ist, daß es ihm nicht gut geht; und ich dachte, da Du Deinen Lehrer sehr lieb hast — oder irre ich mich?"

„Nein, nein," rief er lebhaft, „er ist ein famoser Kerl, den man gern haben muß! — Aber, was ist da zu thun?" Er war auf einmal nicht mehr der „dumme Junge". Ganz ernsthaft und angestrengt dachte er nach, wie man seinem geliebten Studio beistehen könnte. Die Schwester kam ihm zu Hilfe.

„Mama hat Papa doch schon oft gebeten, einen Privatsekretär anzunehmen, damit er nicht so mit Arbeit überbürdet sei, und Papa hätte es auch wohl schon gethan, wenn er einen zuverlässigen Menschen —"

„Das ist er!" rief Martin elektrisirt, „zuverlässig ist Nothanker, dafür kann ich mich verbürgen!"

„Nun, bei einer solchen Bürgschaft wird Papa gewiß nicht zögern, zuzufassen."

Als Nothanker am Sonnabend zur Stunde kam, wurde er zu seinem Erstaunen in das Arbeitszimmer des Herrn Justizraths gebeten, aus dem er mit strahlender Miene wieder herauskam.

Der Unterricht wollte heute gar nicht recht von Statten gehen. Martin war merkwürdig zerfahren, Albrecht litt ebenso merkwürdig an allen möglichen tollen Einfällen, und Käthchen, die die Erlaubniß hatte, bei den Literaturstunden zu hospitiren, saß so angelegentlich über ihre Handarbeit gebeugt, als ob diese nothwendig schleunigst beendigt werden müßte. Dieses emsige Arbeiten schien Nothanker ganz nervös zu machen; er gab sich alle erdenkliche Mühe, die beharrlich auf die Stickerei gerichteten blauen Augen auf sich zu lenken, und als das gar nicht gelang, da fand es sich, daß Martin ein Buch vergessen hatte, das zu holen er nun schleunigst ausgeschickt wurde.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so trat Albrecht zu dem jungen Mädchen.

„Fräulein Käthchen, hier das Gedicht?"

Sie streckte die Hand danach aus, ohne das Auge zu ihm zu erheben.

„Bekomme ich denn nicht einmal einen Blick?"

Da sah sie tief erröthend zu ihm empor. „Ich danke Ihnen!" sagte sie leise.

„So war's nicht gemeint! Ich — ich habe Ihnen sehr viel zu danken!"

„Ich ,ich wüßte nicht!"

„Fräulein Käthchen, das Lügen verstehen Sie nicht — ich danke Ihnen von ganzer Seele, Sie wissen gar nicht, welches Glück Sie mir bereitet haben! Sie haben mich mir selber wiedergegeben — wie soll ich Ihnen das je vergelten?" Er nahm ihre Hand in seine beiden. „Fräulein Käthchen, werden Sie mich gern in Ihrem Hause aus und ein gehen sehen und mir auch mal ein freundliches Wort gönnen?"

Sie senkte das erglühende Köpfchen. Ein leises Nicken war die einzige Antwort. Sie versuchte, ihre Hand zu befreien. Er aber bückte sich schnell und drückte einen ehrerbietigen Kuß auf die zarten Finger. Und damit wäre meine Erzählung zu Ende.

Das ist Unterschlagung! höre ich da rufen; sie haben sich ja noch nicht gekriegt!

Aber, meine hochverehrten Leser, das ist doch ganz selbstverständlich, daß sie sich kriegen! Wenn zwei brave, mit allen möglichen Vorzügen des Leibes und der Seele ausgestattete junge, lebensfrohe Menschenkinder in täglicher Beziehung mit einander leben, so müßte es doch mit dem Kuckuck zugehen, wenn sie sich nicht in einander verliebten!

Leider legte der Herr Justizrath, der seinem strebsamen Sekretär eine glänzende Zukunft prophezeien zu dürfen glaubte, der Neigung der jungen Leute keinerlei Hemmniß in den Weg, so daß ich mit dem besten Willen nichts Außergewöhnliches mehr zu berichten weiß.

Nach erfolgtem Examen fand die Verlobung und nach dem „Assessor" die Vermählung des Pärchens statt.

Unter den vielen Hochzeitsgeschenken, die es erhielt, zeichnete sich eins durch Originalität besonders aus, — das war ein kleiner, niedlicher Mops, den Bruder Martin, der neugebackene Studio, mit einem vielsagenden Lächeln und einem Begleitpoem überreichte. Die junge Frau nahm mit einem strafenden Seitenblick auf den schwatzhaften Herrn Gemahl das Thierchen in Empfang. Von dem Gedicht aber behauptete sie, daß es lange nicht so nett sei wie ein anderes Mopsgedicht, das sie vor Jahren einmal gelesen hätte, und auf das sie sich noch dunkel besinnen könnte.

Preußen.

Ein Lorbeerblatt aus dem letzten Feldzuge. Von Th. Waldheim.

Heiß brennt die Augustsonne auf die kahlen Hügel und Berge herab, und heiter wölbt sich der tiefblaue Himmel über die fruchtbaren Landschaften.

Eine dicke, gelbliche Staubwolke wird sichtbar. Lange Reihen umhüllt sie, Reihen von Männern, die für das Vaterland kämpfen und für das Vaterland in den Tod gehen. Sie sollen die Höhen nehmen, auf denen die französischen Regimenter stehen, gut verschanzt, mit zahlreicher Artillerie. „Die schroffen, steilen Berge sollen gestürmt werden?" so fragen sich die Männer unwillkürlich, indem ihr Blick an den hohen Abhängen emporgleitet. „Es ist für das Vaterland, Kinder! Vorwärts!" ruft der junge Hauptmann an der Spitze. Ein donnerndes Hurrah erschallt. „Vorwärts, vorwärts!"

Die Colonnen entwickeln sich; aus der dichten Staubmasse werden einzelne langgestreckte Reihen, die sich schlangenartig über das Feld ziehen, und aus denen dann und wann blitzende Punkte auftauchen. Noch ist Alles ruhig!; man hört nur den Tritt der marschirenden Truppen, weiter hinten spielt ein Musikcorps „Heil Dir im Siegerkranz". Da löst sich oben am Waldrande, der sich dunkel vom Horizonte abhebt, ein kleines Wölkchen. Wie gebannt blickt Alles auf die geheimnißvolle Erscheinung. „Granate", meint ruhig ein alter Unteroffizier und nimmt aus seiner Feldflasche einen tüchtigen Schluck. Da! — Ein Krachen, Prasseln, Zischen und eine furchtbare Detonation. Ein Haufen Menschenleiber wälzt sich am Boden. Schmerzensrufe erschallen. Die ersten Opfer! Wie Viele werden ihnen noch folgen? Doch vorwärts!

Jetzt wird es auch in der Luft lebendig. Pfeifende Kugeln schwirren vorüber oder schlagen in den harten Erdboden. Die Verluste mehren sich. Da und dort stürzt ein Mann lautlos vornüber und bleibt liegen. Ein Anderer stößt einen markerschütternden Schrei aus und fällt schwerfällig zur Seite.

Die Schützen beginnen nun ihr Feuer, die Entfernung ist nicht mehr zu weit. Die Leute drängen nach vorn, sie wollen aus dem wehrlosen Feuerbereich in den wirklichen Kampf und sich mit dem Feinde messen. Ungeduldig springt der Hauptmann vom Pferd. Prüfend schaut er seine Leute an. Er kennt sie und weiß daß sie ihn nicht im Stiche lassen. Es muß gewagt werden! Aus dem heillosen Feuer heraus und auf die Kuppe des Berges! Wenn es gelänge?

„Achtung Jungens!" ruft er ihnen zu. „Wir wollen den Franzosen einmal zeigen, was Preußen können! — Das Gewehr über — Marsch!" Die Tamboure schlagen den Sturmmarsch. Schneller,, immer schneller werden die Schritte, aber größere und größere Lücken reißen die feindlichen Kugeln. „Aufschließen!" ertönt das Commando. Andere Abtheilungen folgen. Der Geschoßhagel wird dichter. „Vorwärts!" das ist das treibende, instinctive Gefühl jedes Einzelnen. Endlich! „Gewehr zur Attacke!... Marsch, marsch!.... Hurrah, hurrah!" Fast jubelnd kommt der Ruf von den Lippen der erhitzten Männer.

Ein wilder Lauf beginnt. Wer ist der Erste auf der Höhe? Jeder will es sein, und Jeder spannt seine ganzen Kräfte an. Halb ist der Weg zurückgelegt, mit Todten und Verwundeten förmlich bedeckt. Sorgenvoll blickt der Hauptmann zur Spitze hinauf. „Wollen die noch nicht abziehen?" so denkt er. Tief aufathmend bleibt er plötzlich stehen. „Halt! Feuer auf abziehenden Feind! Standvisir 300 m!"

Ein gewaltiger Eisenhagel braust dem fliehenden Feinde nach, nur einige Tapfere halten sich und erwidern es schwach. Die Anderen sind im vollen Rückzuge zur zweiten Stellung. Der Moment muß ausgenutzt werden. „Gewehr in Ruh!" tönen die Signale die Linien entlang. „Laufschritt! Marsch, marsch!"

Keuchend kommen die Musketiere vor den französischen Schützengräben an. Jetzt schnell hinein, denn der Feind nimmt das Feuer wieder mit Heftigkeit auf. „Nur einen Augenblick verschnaufen, „Kinder", bringt die Stimme des Hauptmanns durch den Lärm hindurch. „Dann nur noch aushalten, bis wir Reserven bekommen."

Er hat erkannt, daß die jetzige Stellung unhaltbar ist. Aber dort oben, nur wenige hundert Schritte entfernt, beginnt der Wald, aus Eichen und Buchen bestehend, die wenigstens vor den glühenden Strahlen der Sonne schützen. Nach und nach treffen Verstärkungen ein. Ihre Zahl ist nur gering, aber ihr Erscheinen erhöht den Muth und die Ausdauer der tapferen Kämpfer, und schon beginnen Einzelne auf eigene Faust vorzugehen Doch die schwachen Verbände dürfen nicht noch mehr locker werden, nur ein allgemeiner Vorstoß kann nützen. Da schallts denn auch durch den Gefechtslärm hindurch: „Auf Marsch, marsch!"

Doch langsamer geht es jetzt vorwärts. Die Höhe wird steiler und schroffer, die Kräfte sind schon zu sehr angespannt. Mühsam klettern die Soldaten empor, das Gewehr als Stütze gebrauchend, ihrem Führer nach, der sich weit vor den Reihen befindet und die Richtung auf den Wald genommen hat. Das feindliche Feuer wird stärker, zuletzt kommen die Kugeln nur noch salvenweise angeflogen. Ein Glück, daß die Franzosen schlecht schießen!

Der Vorstoß ermattet. Einige bleiben erschöpft liegen. Nur der Hauptmann vorn ist unermüdlich, ihn treibt die Verantwortung, die Pflicht. „Vorwärts!" ruft er seinen Leuten zu. Sie ermannen sich. Ein Hurrah erschallt. Ein letzter, heftiger Anlauf, und der Waldsaum ist erreicht. Französische Tirailleure haben sich in ihm eingenistet, sie müssen mit dem Bajonet vertrieben werden, und schließlich ist auch die kleine Parcelle vom Feinde frei.

Der Hauptmann strahlt vor Freude. „Das habt Ihr brav gemacht, Jungens! Ich werde an Euch denken!" Da beginnt wieder das Sausen und Pfeifen in der Luft, diesmal von zwei Seiten. Gespannt blicken die wenigen Offiziere nach der rechten Flanke, woher die Kugeln am heftigsten kommen. „Wenn wir nicht bald Unterstützung erhalten, müssen wir zurück," meint der Compagniechef. „Das wird ein schweres Stück!"

Da entwickeln sich von rechts her lange, wirre Colonnen. Sie kommen im Laufschritt näher. Vorn an der Spitze ist ein alter graubärtiger Colonel. „Halt! Nicht schießen!" rufen die preußischen Offiziere ihren Truppen zu. Lautlos halten sie am Waldesrand, Patronen neben sich legend oder das Seitengewehr in die Erde stoßend, um besser zielen zu können. Die rothe Linie ist ganz nahe herangekommen, man versteht sogar einzelne Commandos. Da ertönt es scharf und ruhig: „Legt an, ... Feuer!"

Ein loser Haufen nur bleibt übrig und dieser wendet sich eilfertig zur Flucht. Mit Mühe kann der Hauptmann seine Leute von der Verfolgung abhalten, die Uebermacht ist zu groß, und bereits beginnt die Munition auszugehen. Dazu holt der Feind noch Artillerie herbei. Unaufhörlich schlagen die Granaten ein, das Feuer von zwei Seiten wird lebhafter, und fast wehrlos liegt die kleine Schaar dort am Waldsaum. Tod oder Gefangenschaft?

„Haltet nur noch eine halbe Stunde aus. Wir müssen gleich Reserven bekommen und dann haben wir ja unser Werk gethan," sagt der Hauptmann zu seinen Soldaten. Nur eine halbe Stunde! Wenn aber der Feind wieder einen Vorstoß macht, was dann? „Zeigt Euch als Preußen, Kinder! Lieber todt als gefangen!"

Die französischen Reihen kommen wieder aus ihren Deckungen hervor, aber langsamer und vorsichtiger. In diesem Augenblick meldet der einzige Unteroffizier ,daß die Patronen nahezu verbraucht sind. Die Lage wird gefährlich. „Nur noch einige Minuten halten!" „Wir sind Preußen, wir weichen nicht!" schallt es erregt zurück.

Da — die feindlichen Abtheilungen sind bis auf hundert Schritt heran — schallt von unten herauf Trommelwirbel und Hurrahruf. Wie ein elektrischer Funke geht das durch die todesmuthigen Männer. „Hurrah, hurrah! Die Grenadiere kommen!" Die letzten paar Patronen werden verschossen. Trotzdem bleibt der Feind im Avanciren. Da tauchen in seiner Flanke dunkle Linien auf, die bald durch eine weiße Dampfwolke verhüllt werden. Jetzt heißt es zurück für den Feind.

Ein höherer Offizier reitet zu dem Hauptmann, der mit verbundenem Kopf seine gelichteten Schaaren rangirt. „Herr Kamerad, Sie und Ihre Leute haben wie Helden gekämpft!" sagt er zu ihm, indem er ihm die Hand reicht. „Nicht wie Helden, Herr General," erwidert der Hauptmann langsam, mit ernstem Blick seine wenigen Getreuen musternd, „aber als Preußen!"

Die vereitelte Radtour.

Der Vater, die Mutter, die Tochter, der Sohn,
Sie sitzen beisammen auf dem Balkon.
Es spielt der Knabe, die Mutter strickt,
Das Fräulein liest; doch der Vater blickt
Weg über die Zeitung und sinnt.—
Was poltert treppauf so geschwind?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Da fliegen wir aus nach dem grünen Hag!
Ich selber öle mein Rad sogleich.
Das Leben ist doch an Freuden reich
Und vertheilt sie an Jung und Alt!"—
Hört Ihr's, wie die Klingel schallt?

Der Vater seufzt: „Morgen ist's Feiertag!
Weiß nicht, ob ich morgen fahren mag.
Erst gestern ein Wechsel und heut' noch der!
Wo schaff' ich das Geld für die Beiden her?
Ich fürchte, dies Mal geh' ich ein!"—
Wen läßt denn die Kathin herein?

Der Knabe spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Wie will ich fahren im grünen Hag!
Wie will ich rennen auf Straße und Weg!
Wie will ich nehmen Hügel und Steg!
Das Radeln gar sehr mir gefällt!"—
Hört Ihr's, wie der Caro bellt?

Die Tochter spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Ich habe ja immer Feiertag.
Ich koche kein Mahl und nähe kein Kleid
Und kenne vom Leben nicht Mühe noch Leid.
Doch morgen die Tour mich ergötzt!"—
Ei seht, wer kommt denn noch jetzt?

Sie sehen ihn all', sie hören ihn all':
Der Gerichtsvollzieher ist's wieder einmal.
Er pfändet dem Vater, der Mutter, dem Sohn
Und der Tochter das Rad und fährt sie davon.
Vier Räder mit einem Schlag —
Und morgen ist's Feiertag!

J. Knörlein.

Denk- und Sinnsprüche.

Jeder Tadel ohne Witz ist Gluth ohne Licht. Der Verstand ist Brod, das sättigt, der Witz Gewürz, das eßlustig macht, der Verstand wird erbraucht durch den Gebrauch; der Witz aber behält seine Kraft für alle Zeiten.

Börne.

* * *

Die Schadenfreude ist in gewissem Betracht das Gegentheil des Neides. Jedoch ist Neid zu empfinden, menschlich; Schadenfreude zu genießen, teuflisch. Es giebt kein unfehlbareres Zeichen eines ganz schlechten Herzens und tiefer moralischer Nichtswürdigkeit, als einen Zug reiner herzlicher Schadenfreude. Man soll den, an welchem man ihn wahrgenommen, auf immer meiden.

Schopenhauer.

* * *

Wenn Jemand Deines Nächsten Ehre
Verkleinern oder schmähen will,
So setze Dich für ihn zur Wehre,
Schweig nicht aus blöder Vorsicht still.

Herm. Lingg.

* * *

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter euch verlachen!
Erwidert lächelnd ihren Spott und witzt:
Der Spötter Witz kann nichts verächtlich machen,
Was wirklich nicht verächtlich ist.

Bodenstedt.